

Von Hexen und Heiligen

Schiller und seine Frauen*

von Brigitte v. Egloffstein

Von Hexen und Heiligen soll die Rede sein – von Frauen, die in Schillers Leben und Werk von großer Bedeutung sind. Sein ideales Frauenbild entspricht dem des 18. Jahrhunderts, so, wie er es in der »Glocke« anschaulich schildert. Man könnte sich vorstellen, dass heute noch so mancher Herr der Schöpfung diesen Frauentyp wieder zurückwünscht.

Ganz entscheidend für die Erziehung und Entwicklung des von Geburt an sensiblen und kränklichen Knaben ist seine Mutter, eine rechtschaffene, fromme Frau, von früh bis spät auf den Beinen, nimmermüde. Ihr sind der Haushalt und die Erziehung der Kinder anvertraut, da der Vater aus beruflichen Gründen meistens abwesend ist. Sie hat im Hause das Sagen, ihre Arbeit ist die einer Dienerin.

Als dann die Familie gemeinsam mit dem Vater nach Ludwigsburg, der damals nach Stuttgart und Tübingen drittgrößten Stadt Württembergs, übersiedelt, ist der kleine Friedrich sieben Jahre alt. Als Angehöriger eines Hofbeamten hat er Zugang zum Hoftheater. Dort bekommt er das Rüstzeug für seinen späteren Beruf spielerisch vermittelt. Gleichzeitig lernt er auch das Leben und die Frauen bei Hofe kennen. Hausfrauen sind diese eleganten Damen nicht, und züchtig sind sie schon gar nicht.

Der Widerspruch zwischen den ärmlichen Verhältnissen in seiner Familie und dem Prunk und der Verschwendung im Schloss muss den Knaben erschrecken, womöglich verängstigen. Alles, was er bei seinem Mütterlein gelernt hat, gilt bei Hofe nicht. Um eine Orientierung für sich zu schaffen, teilt er die Frauen in gut und böse, schwarz und weiß, Hexen und Heilige hier so genannt, um die Polarisierung der Charaktere zu verdeutlichen. Die Guten, wie er sie in Gestalt seiner Mutter kennen gelernt hat, überhöht er, stellt sie auf ein Podest und verehrt sie wie Heilige. In seinem Gedicht »Würde der Frauen« schreibt er:

Ehret die Frauen! Sie flechten und weben
Himmliche Rosen ins irdische Leben,
Flechten der Liebe beglückendes Band,
Und in der Grazie züchtigem Schleier
Nähren sie wachsam das ewige Feuer
Schöner Gefühle mit heiliger Hand.

Von August Wilhelm Schlegel stammt eine parodierende Umdichtung:

Ehret die Frauen! Sie stricken die Strümpfe,
Wollig und warm, zu durchwaten die Sümpfe,
Flicken zerrissene Pantalons aus;

* Vortrag bei der Matinee des Historischen Vereins und der Hermann-Haake-Stiftung am 20. September 2009 im Schlosstheater Ludwigsburg.

Kochen dem Manne die kräftigen Suppen,
 Putzen den Kindern die niedlichen Puppen,
 Halten mit mäßigem Wochengeld Haus.

Wahrscheinlich sind die frühen Erfahrungen Schillers der Grund für die oft unrealistisch, wenig kontrastreich geratenen Frauengestalten in seinen Werken. In »Kabale und Liebe« legt der Dichter Ferdinand, dem Verlobten der Luise Millerin, die Worte in den Mund: »Du bist blass, Luise«. Man meint, er habe die Schwäche seiner guten Frauengestalten erkannt. Oftmals scheitern sie, sie können es mit den Bösen einfach nicht aufnehmen.

Als Beispiel sollen hier nur – pars pro toto – die gegensätzlichen Frauentypen in zwei Werken gegenübergestellt werden, in »Die Verschwörung des Fiesco zu Genua« und in »Don Carlos«. In beiden Dramen versuchen die Hexen ihre »heiligen« Rivallinnen auf sehr unfeine Weise aus dem Wege zu räumen. Julia Imperiali, die Geliebte des Fiesco, will mit einem ungesunden Pülverchen die ehrbare Ehefrau des Fiesco, Leonore, ins Jenseits befördern, während es die Eboli im »Don Carlos« mit übler Nachrede versucht. Wir würden das heute Mobbing nennen. Aber: aliquid semper haeret, es bleibt immer etwas hängen, auch an der tugendhaften Königin Elisabeth von Spanien. Allerdings sind wohl die hinterhältigen Ränke der Eboli Schiller selbst so unerträglich und zuwider, dass die Eboli von einem Augenblick zum andern von der Hexe zur Heiligen mutiert, gerührt von der Güte der edlen Königin.

Und trotzdem: Schillers Werke sind auch heute noch lebendig, können uns heute noch berühren. Vielleicht, weil er sie mit Herzblut geschrieben, sich jedes einzelne Wort abgerungen hat.

Im Alter von 14 Jahren wird der heranwachsende Fritz von Herzog Karl Eugen in die Hohe Karlsschule gezwungen. Dort wird ihm nicht nur die Freiheit, sondern auch der natürliche Umgang mit Frauen vorenthalten. Die einzige Frau, die diese reine Männergesellschaft besuchen darf, ist Franziska von Hohenheim, die Maitresse des Herzogs. Die wichtigen Jahre der Mannbarwerdung verbringt Schiller, ohne Erfahrung mit Frauen im täglichen Leben machen zu können. Als er aus der Karlsschule entlassen wird, ist ihm das schöne Geschlecht unbekannt.

Kein Wunder, dass der junge Dichter – kaum der Karlsschule entronnen – sich Hals über Kopf in die erste Frau verliebt, mit der er näher in Kontakt kommt: in seine Zimmerwirtin, die Hauptmannswitwe Dorothea Vischer, von seinen Freunden »die Mumie« genannt. Er ist 22 Jahre alt, sie ist acht Jahre älter, also 30. Den beiden wird eine Affäre nachgesagt, die Schiller bestreitet. Aber Laura, wie er die Hauptmannswitwe poetisch nennt, muss besungen werden. Ihr widmet er seine »Laura-Gedichte«, von denen zwei Verse zitiert werden sollen:

Meine Muse fühlt die Schäferstunde,
 Wenn von Deinem wollustheißen Munde
 Silbertöne ungern fliehn ...
 Deine Blicke, wenn sie Liebe lächeln,
 Könnten Leben durch den Marmor fächeln.

Mund an Mund gewurzelt brennt.
 Wollustfunken aus den Augen regnen,
 Seelen wie entbunden sich begegnen
 In des Atems Flammenwind ...



Friedrich Schiller, Porträt von Ludovice Simanowiz 1793/94.

Frauen spielen auch in Schillers Leben eine große Rolle. Er verliebt sich oft, fast in jede Frau, mit der er bekannt wird, er ist ständig auf Brautschau.

Nach der triumphalen Aufführung der »Räuber« erlebt der junge Dichter bei seinem zweiten Besuch in Mannheim mit dem »Fiesco« ein Fiasko. Als er die erhoffte Anstellung am Hoftheater nicht erhält, steht er mittellos da, hat Schulden, aber die Rettung naht in Gestalt seiner Gönnerin, Frau v. Wolzogen. Sie ist die Mutter von Schillers Karlsschulfreund Wilhelm. Sie lädt Schiller auf ihren Thüringer Besitz Bauerbach ein. Diese Einladung enthebt ihn vorerst seiner finanziellen Nöte. In Bauerbach verliebt er sich unsterblich in die Tochter des Hauses, Charlotte, die erste von drei Frauen des gleichen Namens. Schiller darf als Bürgerlicher Charlotte nicht heiraten, er ist außer sich, er leidet entsetzlich. Die Situation eskaliert, eine Trennung von den Wolzogens wird wünschenswert. Der junge Mann geht wiederum nach Mannheim. Da wartet bereits die zweite Charlotte auf ihn, Charlotte v. Kalb. Mit ihr verbindet ihn eine Seelenfreundschaft. Dabei stört es Schiller nicht, dass Charlotte bereits verheiratet ist. Ihm schwebt wohl eine Menage à trois vor (1784).

Ein Jahr später (1785) rettet ihn eine Einladung von Christian Gottfried Körner, mit dem Schiller eine lebenslange Freundschaft verbindet, vor dem finanziellen Ruin. Christian Gottfried ist der Vater des berühmten Theodor Körner. Endlich keine neuen Schulden! Die Freundschaft hält auch nach Körners Heirat mit Minna Stock. Die jungen Eheleute und die Schwester von Minna, Dora Stock, sorgen für das leibliche und seelische Wohlergehen des Dichters. Er liebt sie alle drei, sie führen ein Leben in Harmonie. Wie die Idylle der Freunde im Gartenhäuschen bei Dresden aus- gesehen hat, beschreibt ein launiges Gedicht, das Schiller während seiner Arbeit am »Don Carlos« verfasst. Er fühlt sich durch die lärmende Hausarbeit in seinen Gedanken gestört.

Dumm ist mein Kopf und schwer wie Blei,
Die Tabaksdose ledig,
Mein Magen leer – der Himmel sei
Dem Trauerspiele gnädig.

Die Wäsche klatscht vor meiner Thür,
Es scharrt die Küchenzofe
Und mich – mich ruft das Flügelthier
Nach König Philipps Hofe.

In dem »Lied an die Freude« setzt Schiller seinen Freunden und ihrer Freundschaft ein ganz besonderes Denkmal:

Wem der große Wurf gelungen,
Eines Freundes Freund zu sein,
Wer ein holdes Weib errungen,
Mische seinen Jubel ein!
Ja – wer auch nur eine Seele
Sein nennt auf dem Erdenrund,
Und wer's nie gekonnt, der stehle
Weinend sich aus diesem Bund!

Während des Aufenthalts bei den Körners hat Schiller verschiedene flüchtige Frauen-Freundschaften, aber die Leidenschaft zu der damals »Schönsten der Schönen« Dresdens, Henriette v. Arnim, schafft Verstimmung im Hause Körner. Die Verliebtheit bleibt den Freunden nicht verborgen, sie kommentieren: »Schillers Augen brannten, wenn er sie sahe und man sahe ihn in dieser Zeit oft in einer Begeisterung, die man vorher nicht an ihm bemerkte.«

Schiller wäre nicht Schiller, wenn er nicht auch Henriette andichtete. Zwei Verse eines Gedichts seien hier zitiert:

Ein treffend Bild von diesem Leben,
Ein Maskenball hat Dich zur Freundin mir gegeben.
Mein erster Anblick war – Betrug.
Doch unsern Bund, geschlossen unter Scherzen,
Bestätigte die Sympathie der Herzen,
Ein Blick war uns genug.

Und durch die Larve, die ich trug,
Las dieser Blick in meinem Herzen,
Das warm in meinem Busen schlug!
Der Anfang unsrer Freundschaft war nur – Schein!
Die Fortsetzung soll Wahrheit sein.

Charlotte v. Kalb ist es dann, die Schiller nach Weimar holt. Beide sehen sich fast täglich. Er wird von ihr in die gute Gesellschaft eingeführt, wird von ihr mit einflussreichen Persönlichkeiten bekannt gemacht und er bekommt von ihr gute Manieren beigebracht. Sie sonnt sich in seinem Dichterglanz. In dieser Zeit schreibt Schiller ein Gedicht an Laura, die Hauptmannswitwe, zu der er seit langem keinen Kontakt mehr hat. Wahrscheinlich ist es aber Charlotte v. Kalb zugeeignet und nur aus Diskretion, um Charlotte nicht zu kompromittieren, an Laura gerichtet. Ich zitiere nur die erste und die letzte Strophe:

Jetzt schlug sie laut, die heißerflehte Schäferstunde,
Jetzt dämmerte mein Glück –
Erhörung zitterte auf Deinem brennenden Munde,
Erhörung schwamm in Deinem feuchten Blick.

O zittere nicht – Du hast als Sünderin geschworen,
Ein Meineid ist der Reue fromme Pflicht.
Das Herz war mein, das Du vor dem Altar verloren,
Mit Menschenfreuden spielt der Himmel nicht.

In Weimar hält sich Goethe anfangs bedeckt. Er geht Schiller aus dem Wege, denn Weimar ist für zwei Genien zu eng. Goethe fürchtet Schillers Jugend, seine Begabung und seinen Enthusiasmus. Er lobt den Schwaben weg von Weimar nach Jena, fort aus dem direkten Umfeld des Herzogs. Beide sind sich unsympathisch, das schreibt Schiller sehr deutlich an seinen Freund Körner: »Dieser Mensch, dieser Goethe, ist mir einmal im Wege, er erinnert mich so oft, dass das Schicksal mich hart behandelt hat. Wie leicht ward sein Genie von seinem Schicksal getragen und wie



Charlotte Schiller (1766–1826), Porträt von Ludovice Simanowiz 1794.

muss ich bis auf die Minute noch kämpfen! Einholen lässt sich das Verlorene für mich nun nicht mehr.«

Eine Reise nach Meiningen führt Schiller zu seiner Schwester Christophine Reinwald. Von dort aus besucht er zusammen mit seinem Karlsschulfreund Wilhelm Verwandte der Wolzogens, die Lengefelds. Diesmal verliebt er sich gleich in alle beide Töchter, Caroline und Charlotte. Eigentlich ist es Caroline, die es dem Dichter angetan hat, aber sie ist bereits unglücklich mit Freiherrn v. Beulwitz verheiratet. Schiller und Caroline sind leidenschaftlich ineinander verliebt. Caroline forciert eine Ehe zwischen dem Freund und ihrer Schwester Charlotte, um quasi als Mitgift in die Ehe eingebracht zu werden. Sie plant, eine gemeinsame Wohnung mit den jungen Eheleuten zu nehmen, was sie auch in folgendem Brief bestätigt: »Unsere Pläne für die Zukunft deuteten auf ein oft vereintes Leben. Eine bestimmte Absicht auf meine Schwester wagte Schiller nicht auszusprechen, da noch keine feste Lebensaussicht für ihn vorhanden war.«

Bislang ist der Dichter immer noch ohne festes Einkommen. Schiller ist jetzt 30 Jahre alt. Endlich geruht Herzog Karl August, Schiller ein Fixum von 200 Gulden jährlich zuzugestehen. Das ist sehr wenig, aber damit ist endlich die wirtschaftliche Basis für die Gründung einer Familie gelegt. Endlich kann Schiller heiraten: Charlotte, Charlotte Nummer drei. Auch Caroline ist glücklich. Sie lässt sich von Herrn v. Beulwitz scheiden und heiratet Schillers Freund Wilhelm v. Wolzogen.

Ob Charlotte über die Brautbriefe ihres Verlobten immer sehr glücklich ist, wird nicht überliefert. Die Briefe sind oft an beide Schwestern gleichzeitig geschrieben, oder aber er schwärmt in dem Brief an die eine Schwester freimütig von der anderen. Hier sei folgendes Beispiel zitiert: »Caroline ist mir näher im Alter und darum auch gleicher in der Form unserer Gefühle und Gedanken. Sie hat mehr Empfindungen in mir zur Sprache gebracht als Du, meine Lotte – aber ich wünschte nicht um alles, dass dieses anders wäre, dass Du anders wärest, als Du bist. Was Caroline Dir voraus hat, musst Du von mir empfangen; Deine Seele muss sich in meiner Liebe entfalten, und mein Geschöpf musst Du sein. Deine Blüte muss in den Frühling meiner Liebe fallen. Hätten wir uns später gefunden, so hättest Du mir diese schöne Freude weggenommen, Dich für mich aufblühen zu sehen.«

Mit Charlotte hat Schiller seine Heilige. Er ist mit ihr zufrieden, was er auch in einem Brief an Wilhelm v. Humboldt berichtet: »Ihr liebes Wesen und Weben um mich herum, die kindliche Reinheit ihrer Seele und die Innigkeit ihrer Liebe, gibt mir selbst eine Ruhe und Harmonie, die bei meinem hypochondrischen Übel ohne diesen Umstand fast unmöglich wäre.«

Im 46. Lebensjahr gehen Schillers Kräfte zu Ende, er ist ausgebrannt von Krankheit und Aufputzmitteln. Wie sein schwacher Körper das Arbeitspensum von bis zu 14 Stunden täglich und zusätzlich die gesellschaftlichen und freundschaftlichen Verpflichtungen so lange Zeit durchhalten konnte, ist kaum zu verstehen.

Die letzten Stunden seines Lebens werden von zwei Frauen begleitet: Von Ehefrau Charlotte und Schwägerin Caroline, die den Verlauf des Sterbens genau beschreibt. Mit dem Bericht Carolines sollen unsere Betrachtungen beendet werden:

»Am 9. Mai 1805 trat Bewusstlosigkeit ein, er sprach nur unzusammenhängende Worte, meistens Latein. Ein ihm verordnetes Bad schien er nur ungern zu nehmen; doch war er in allem, was zu seiner Wartung geschehen musste, ergeben und geduldig. Der Arzt hatte nötig gefunden, dass er ein Glas Champagner trinke, um die mehr und mehr sinkenden Kräfte zu heben. Es war sein letzter Trunk. Seine Brustbeklemmungen

schiene nicht sehr schmerzlich. Wenn er, davon ergriffen, auf sein Lager zurückfiel, sah er sich um, schien uns aber nicht zu kennen. Gegen 3 Uhr trat vollkommene Schwäche ein, der Atem fing an zu stocken. Meine Schwester kniete an seinem Bette und sagte, dass er ihr noch die Hand gedrückt. Ich stand mit dem Arzte am Fuße des Lagers und legte gewärmte Kissen auf seine erkaltenden Füße. Es fuhr wie ein elektrischer Schlag über seine Züge; dann sank sein Haupt zurück, und die vollkommenste Ruhe verklärte sein Antlitz. Seine Züge waren die eines sanft Schlafenden.«